

Charakter anerkennt. Ein Gedanke, der 90 Jahre später von einem anderen amerikanischen Philosophen, Richard Rorty, wieder vorgebracht wird. Die entscheidende Frage an S. (und m.E. auch an Rorty) stellt L. selbst: „Santayana gives no definitive answer to the question whether religious people can engage wholeheartedly in religious life and maintain the disillusioned and ironic posture he proposes.“ (100)

Nach meiner Auffassung muß diese Frage negativ beantwortet werden. Eine religiöse Praxis aus dieser desillusionierten Haltung heraus ist nichts weiteres als ein religiöser Ästhetizismus, der sich an schönen Traditionen erfreut, ohne ihnen Wirksamkeit und Wirklichkeitsbezug zuzutrauen. Es wird hier klar, daß es eine Nähe von Fiktionalismus und Pragmatismus geben kann, deren Konsequenzen dramatisch sind. Der Fiktionalist behauptet, bezüglich einer Aussagenmenge, daß die in ihr enthaltenen Aussagen weder wahr noch falsch, aber pragmatisch nützlich sind. Natürlich ist es in der Gegenwart pragmatisch sinnvoll, über die Zukunft zu reden. Aber Aussagen über die Zukunft sind (zumindest korrespondenztheoretisch begriffen) weder wahr noch falsch, da es den zukünftigen Zustand der Welt, auf den sie sich beziehen könnten, nicht gibt. Sind religiöse Aussagen von dieser Art? Sind sie pragmatisch nützlich, ohne sich auf etwas zu beziehen? Wie L. klar herausarbeitet, läuft S.s Konzeption auf diese Konsequenz hinaus. – Mir scheint diese Konsequenz für eine pragmatistische Religionsphilosophie fatal zu sein. Wenn die religiöse Sprache tatsächlich nur eine nützliche Illusion beschreibt, gilt es dann nicht, im Namen der Wahrheit das „Ende einer Illusion“ zu fordern? Pragmatistische Religionsphilosophie kann aus der Perspektive des Gläubigen nur plausibel sein, wenn sie diese Implikation nicht enthält. Ob dies möglich ist, bleibt eine philosophisch bedeutsame Fragestellung. Daß diese Frage hier aufgeworfen wird, zeigt, daß es L. gelingt, die Tragweite der Texte S.s aufzuschlüsseln. Ein etwas episch-breiter Stil der Darstellung steht dabei manchmal der konzisen Entfaltung der Gedankengänge im Weg. Auch fragt man sich, ob L. die philosophischen Gesprächspartner S.s nicht zu unkritisch nur aus der Perspektive S.s darstellt. Mehr Distanz zu S. hätte dem Werk gut getan. Trotz dieser Anfragen besteht zweifellos ein nicht eben kleines Verdienst des vorliegenden Werkes allein schon darin, S. im Ensemble des amerikanischen Pragmatismus (und damit der amerikanischen Philosophie bis heute) einen Ort zuzuweisen. Daß die dabei aufgeworfenen Fragen an Aktualität nichts eingebüßt haben, dürfte auch schon bei dieser kurzgefaßten Darstellung deutlich geworden sein.

G. BRÜNRUP S. J.

HISTORISCHES WÖRTERBUCH DER PHILOSOPHIE. Hrsg. Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Band 8: R – Sc. Basel: Schwabe 1992. 1520 Sp.

Der vorliegende 8. Band des Historischen Wörterbuchs enthält wieder eine Reihe wichtiger Stichworte. Sie alle zu erwähnen und zu würdigen ist in diesem Zusammenhang selbstverständlich nicht möglich. Deutlich ist aber auch an diesem Band, daß das Lexikon sich nicht im philosophischen Elfenbeinturm bewegt. So haben neben einer Reihe klassischer philosophischer Termini, die in keinem philosophischen Lexikon fehlen dürfen – man denke nur an Begriffe wie Rationalismus, Raum, Realismus, Recht, Reflexion, Relativismus, Religion, Romantik, Sachverhalt, Schein, Schema, Schluß, Schmerz, das Schöne – auch eine Reihe von Begriffen Aufnahme gefunden, die sich erst in den letzten Jahren etabliert haben. Man denke nur an Begriffe wie Rezeptionsästhetik, wissenschaftliche Revolution, Rizom, Cognitive Science. Bestimmte Themenfelder werden umfassend ausgeleuchtet, vor allem gilt das für das Themenfeld Recht und das Themenfeld Religion. Auch auf Begriffe aus Nachbardisziplinen wird immer wieder Bezug genommen. So sind auch politische Begriffe wie Revolution und Restauration, theologische Begriffe wie Reich Gottes und Schrift oder soziologische Begriffe wie Rolle und soziale Schicht aufgenommen worden. Der Herausgeber K. Gründer gibt wie üblich Rechenschaft über den Fortgang des Unternehmens. Statt der ursprünglich geplanten zehn Bände hat es sich als notwendig erwiesen, um die Bandumfänge nicht auf ein Übermaß steigen zu lassen, nunmehr mit zwölf Bänden zuzüglich Register zu kalkulieren. Ungeachtet alles selbstverständlich dankbar registrierten Lobs, das das Wörterbuch immer wieder in Rezensionen erfahren habe, verschweigt er doch auch nicht Momente der Inhomogenität, die der begriffsgeschichtlichen Arbeit eigen sind und

die offenzulegen daher nichts mit eitler Zurschaustellung von Mängeln zu tun habe. Diese Inhomogenität hängt s.E. damit zusammen, daß der Begriff der Begriffsgeschichte selbst noch längst nicht fest ist, sondern erst künftig zu gewinnen ist aus den vielfältigen Forschungen, die sich selbst als begriffsgeschichtlich verstehen und benennen. In dieser Situation gibt es nach Gr. mindestens drei Gefährdungen für das Verfahren, das als Idealtyp von Begriffsgeschichte für ihre lexikalische Fassung leitend ist, nämlich erstens die Überschreitung einer zu eng gefaßten Wortgebrauchsgeschichte zu einer Problemgeschichte, zweitens die bewußte oder latente Inklinaton zu einer maßgeblichen Definition und drittens den Verzicht auf genetische Fragen nach Moventien des Gebrauchswandels zugunsten möglichst umfassender Beleg-sammlungen. Gr. beläßt es freilich nicht bei diesem Hinweis, sondern gibt abschließend seiner Überzeugung Ausdruck, daß die begriffsgeschichtliche Arbeit, auch wenn sie einstweilen noch nicht auf eine erschöpfende Methodologie zurückgreifen könne, gleichwohl ihre Erhellungskraft in der Philosophie längst bewährt habe, einem Urteil, dem man sich ohne weiteres anschließen kann. Denn je mehr das Historische Wörterbuch fortschreitet, um so deutlicher wird auch, welchen Gewinn die philosophische Arbeit aus einem solchen Unternehmen ziehen kann. H.-L. OLLIG S. J.

2. Systematische Philosophie

CRAIG, EDWARD, *Was wir wissen können*. Pragmatische Untersuchungen zum Wissensbegriff. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993. 148 S.

„Wissen“ ist eine zentrale Vokabel der Erkenntnisphilosophie. Die diesbezügliche englischsprachige Debatte der letzten zwanzig bis dreißig Jahre dreht sich hauptsächlich um zwei Fragen: Wie ist der Wissensbegriff zu analysieren? und: Wie ist dem Skeptiker zu begegnen, der behauptet, wir wüßten nichts oder nur wenig? Die Methode der Begriffsanalyse hat bisher allerdings „zu keinem allgemein akzeptierbaren Ergebnis geführt“, lautet das Fazit des Autors. „Hätte sie es, so könnte dieses Ergebnis nicht befriedigen, denn die Methode ist verschiedenen prinzipiellen Zweifeln ausgesetzt; daher wäre das Ergebnis nicht vertrauenswürdig. Und wäre das Ergebnis vertrauenswürdig, so wäre nicht viel damit gewonnen. Denn es bleiben immer noch eine Menge von Tatsachen unberührt, die wesentlich mit dem Wissensbegriff verbunden sind“ (24). Angesichts dieses Befundes entwickelt Craig (= C.) seinen pragmatischen Ansatz, der vom Zweck des Wissensbegriffs in unserer alltäglichen Sprech- und Lebenspraxis ausgeht. „Die analytische Methode könnte bestenfalls die Frage nach dem Was beantworten. Die Frage nach dem Warum wurde nicht gestellt; wurde sie gestellt, dann als weitere getrennte Frage.“ C.s Projekt hingegen integriert die beiden Fragen – „sie erscheinen als zwei Aspekte des gleichen Gegenstandes.“ (26)

In der *ersten* Vorlesung mit dem Titel „Analyse? Danke, Nein“ umreißt C. zunächst Vorgehensweise und Problem der begriffsanalytischen Methode. Die Analyse zielt auf die Angabe notwendiger und hinreichender Bedingungen für die Aussage, daß ein Subjekt S eine Aussage p weiß, Bedingungen also, die unter allen nur denkbaren Umständen Geltung besitzen. Der traditionellen, auf Platon zurückgehenden Definition von Wissen als wahrer Meinung mit guter Begründung entsprechend, wäre der Satz ‚S weiß, daß p‘ so zu analysieren: 1. p ist wahr, 2. S glaubt, daß p, und 3. S hat gute Gründe, p zu glauben. 1963 gelang Edmund Gettier jedoch der Nachweis, daß diese Definition keine hinreichenden Bedingungen angibt. Die analytische Lücke, auf die Gettier aufmerksam machte, gilt seither als „das Gettier-Problem“ (vgl. Peter Bieri, Einleitung zu: Bedingungen für Wissen, in: ders. (Hg.), *Analytische Philosophie der Erkenntnis*, Marburg ²1992, 75–84; Edmund L. Gettier, „Ist gerechtfertigte, wahre Meinung Wissen?“ (ebd. 91–93), und die daran anschließende Debatte stellt sich dar als Bemühen um Verbesserung der Definition einerseits und Suche nach denkbaren, wenn auch meist höchst unwahrscheinlichen Gegenbeispielen andererseits. Die bisherige Ergebnislosigkeit ist jedoch nur einer der vom